LIEBESGRÜSSE AUS SCHLIEREN

...

Wer hierherzieht, wird zum Fremden. Will er sich integrieren, muss er lernen, ganz entspannt den Abfall nicht zu trennen. VON NIKOLAUS WYSS

Die Agglo ist anderswo. Wir in Schlieren jedoch sind eine Stadt vor Zürich, die schnell wächst und 17 000 Einwohner hat. Alle Passagiere nach Genf und Paris durchqueren unser Gebiet, 60 Bewegungen pro Stunde, je nach Zeit, Leerfahrten und Güterverkehr. Oder sie fliegen von Kloten her über uns hinweg.

Hier erstreckt sich eine Endmoräne des Linthgletschers vom Kloster Fahr über die Gegend beim Färberhüsli bis zum Schulhaus Kalktarren. Sie erzählt vom Schlieren der Eiszeit. Aus der Steinzeit stammt ein Beil, das an der Engstringerstrasse gefunden wurde und jetzt im Landesmuseum liegt. Auch aus der Bronzezeit gibt es Funde und aus der Eisenzeit, als die Helvetier hier am Werk waren. Jede Epoche schlug sich nieder. Einer Urkunde aus dem Stiftsarchiv in St. Gallen entnahm ich, dass Nandheri, ein Gutsbesitzer aus Würenlingen, am ersten Juni 828 sein «Sleiron» dem Kloster St. Gallen vermachte. Die erste Erwähnung Schlierens, was natürlich kein Schwein interessiert ausser die Lehrer, die «Mensch und Umwelt» vermitteln müssen all den Türken-, Serben-, Kroaten-, Tamilen-, Portugiesen-, Nigerianer-, Kameruner-, Brasilianer-, Mexikaner- und Schweizerkindern, die hier zur Schule gehen.

Da ist man froh um ein Ortsmuseum. Im Zürcher Agglogürtel stehen, wie Endmoränen, viele davon: gepflegt von einem Verein, eingenistet in einem Bauernhaus, davor eine Traubenpresse oder eine Feuerwehrpumpe, mit Öffnungszeiten einmal im Monat oder nach Voranmeldung. Die Luft müffelt, das war schon in Schwamendingen so, wo ich von 1974 bis 1996 lebte, und hier im Limmattal, wo ich seit zwei Jahren daheim bin, ist es nicht anders. In vielen Stunden mit dem Wedel vom Staub befreite Geschichte, die sich der wuchernden, staubigen, gesichtslosen Agglo entgegenstemmt.

Gesichtslos? – Ich habe mich hier noch nie verirrt, obwohl ich ein Zuzüger bin. Die Gewerbebauten weisen alle unterscheidbare Merkmale auf, die Umwandlung von Industriebrache in Wohnzone ist in vollem Gang. Die Boomtown hat mit ihren städtebaulichen Ambitionen sogar die Aufmerksamkeit der Architekturzeitschrift «Hochparterre» erregt. Ich weiss, wie die Parkallee und die Goldschlägistrasse verlaufen, kenne den Rotstiftweg und die Standorte von Denner, Coop, Lidl und Otto's. Die Quartiere der Alteingesessenen sind so verkehrsberuhigt, langweilig und mit Forsythien bepflanzt wie überall. Sich in Schwamendingen zurechtzufinden war schwieriger, wo alle Siedlungen an Strassen stehen, deren Namen mit einer Wiese enden: Luchswiesen, Altwiesen, Glattwiesen. Allerdings rollt auch dort eine Erneuerungswelle, werden doch zurzeit die Billigblöcke aus den 1950er Jahren zugunsten minergiezertifizierter Neubauten abgerissen oder so verdichtet, dass sie sich gegenseitig wärmen.

Während Schlieren als Stadt und Schwamendingen als Stadtkreis von Zürich an ihren Agglogesichtern arbeiten und mit jedem Haus an Charakter gewinnen, beschäftige ich mich in Schlieren mit einer anderen Art von Gesichtslosigkeit. Ich werde hier nicht gegrüsst. Meine Integrationsleistung: die Nachbarn auch nicht grüssen und nicht beleidigt sein, wenn mir niemand hallo sagt. Überkommt es mich trotzdem, schaut man mich verdutzt an. Hier gilt der Gruss eines Nichtverwandten und Nichtlandsmanns als Einmischung, vor der man sich schützen muss. Wo käme man hin, sich auf einen nicht von der Familie vorgestellten Schweizer einzulassen?

Ich bin hier ein Fremder. Aus jedem Haus und jeder Wohnung dringen ungewohnte Klänge, die Lautstärke des Hausfrauengeschwätzes und der Männerwitze kommt mir ungeniert vor. Niemand wägt ab, was die Nachbarn wohl denken, hier achtet man lieber darauf, bei den eigenen Leuten eine Falle zu machen.

In meiner Siedlung herrscht Wohneigentum. Das heisst, meine Nachbarn haben es zu etwas gebracht: In der Garage stehen Geländewagen. Bevor man eine Wohnung betritt, muss man die Schuhe ausziehen. Alle sind fleissig, pflichtbewusst und vertrauenswürdig gegenüber der Bank. Alle heizen am Wochenende den Grill ein und bräteln drauflos. Die Kinder sprechen schweizerdeutsch mit Mike-Müller-Akzent und gehen unchristlich spät ins Bett. Vor Weihnachten sehen die Balkone vor lauter Lichtern wie Discos aus, egal an welchen Gott die Bewohner glauben. Meine Integrationsleistung: Respekt vor dem Erfolg der Nachbarn, Aufgabe von Werten, die man mir auf den Weg gegeben hat. Warum soll ich den Müll trennen, wenn im Grüncontainer ständig Plastic entsorgt wird? Warum soll ich gebührenpflichtige Säcke kaufen, wenn der schwarze Container mit schwarzen Säcken durchsetzt ist? Man verrechnet uns jeden Container mit unsachgemäss entsorgtem Müll, so dass ich mit meinem Ordnungsdrang zweimal zur Kasse komme. Ich passe mich an und werfe den Müll ganz entspannt weg.

In meiner Umgebung sind Leute eingezogen, die sich nichts mehr sagen lassen, sie haben es schliesslich zu etwas gebracht. Ganz anders als in Schwamendingen, wo meine Nachbarn jene waren, die blieben, weil sie sich die Miete einer Genossenschaftswohnung grad noch leisten konnten. Hätten sie Karriere gemacht, wäre ein

Umzug günstiger gewesen. So drücken sich die Ausprägungen von Vorstädten auch in den Images der Stadtkreise und Gemeinden aus.

Ein Vergleich zwischen Schwamendingen und Schlieren ist spannend, weil an beiden Orten eine immigrationsskeptische Bevölkerung das Sagen hat. Während die Stimmen Schwamendingens sich mit jenen der Stadt vermengen und das Profil dieses Stadtteils am Ende nicht zum Tragen kommt, zwingt ein Ergebnis in Schlieren zum Handeln. Die Schlieremer Verwaltung kann nicht hoffen, dass ein anderer Stadtteil einen problematischen Trend aufhebt. Dennoch weist Schlieren trotz ähnlich starker Vorherrschaft konservativer Kräfte nicht etwa weniger Ausländer auf, sondern es wächst kräftig und bietet Ausländern weiterhin Wohnmöglichkeiten.

...

Ich empfahl dann jeweils noch, in den Treppenhäusern schnuppern zu gehen.

...

Schlierens Gepräge als Stadt ist bestimmt von einem gesunden Opportunismus, der das Beste für die Gemeinde herausholen will. Mit einem Ruf als Industrievorort und Durchgangsbahnhof versehen, erweist es sich als Nische mit günstigen Wohnungen und guten Verkehrsverbindungen. Damit ist die Voraussetzung für einen blühenden und günstigen Wohnungsbau auf früherem Industriegelände gegeben; Bauherren und Investoren langen jedenfalls zu. Wichtig ist auch, dass so viele Immobilien im Stockwerkeigentum angeboten werden wie möglich, was die Bevölkerungsschwankung mindert und eine längerfristige Beheimatung ermöglicht, wenn sie vielleicht auch anders verläuft, als Integrationsfachleute hoffen.

Während die Unkenntnis der Sprache und die Belehrungsresistenz in Sachen Entsorgung vor allem auf ältere Zugezogene zutrifft, wächst hier eine sicher auch nicht leicht erziehbare, doch ehrgeizige Generation heran, die ihre Zukunft im Spannungsfeld zwischen den Werten ihrer Eltern, die SVP wählen könnten, und den Versprechen einer aufstrebenden Volkswirtschaft abstecken. Ihr Standortvorteil ist, Widersprüche aus dem Alltag zu kennen und geschmeidig damit umgehen zu können. Sie beherrschen viele Sprachen und mixen sie zu einem Pidgin-Schwiizertüütsch, das ihr Grundgefühl ausdrückt und eine neue Wirklichkeit schafft. Im Gegensatz zu ihren Eltern begreifen sie sich nicht als Opfer der Wirtschaftslage in der alten Heimat. Sie sehen in ihrer Situation eine Chance, die sie mit eigenen Ideen nutzen wollen. Dass mal einer über die Stränge schlägt und seine Chance eher im Rasen sieht, ist zwar betrüblich, aber nachvollziehbar. In Schlieren werden die Strassen schliesslich von Autohändlern gesäumt, die Supermaschinen zum Schnäppchenpreis anbieten. Da braucht es viel, nicht schwach zu werden.

Die Zeit aber ist absehbar, dass die international vernetzten Occasionshändler wegziehen, noch weiter limmatabwärts, denn ihre Autos sind zu billig, um hier eine wirkliche Wertschöpfung zu bringen. Auf den Arealen wird sich, wie in Zürich West, die Unterhaltungsindustrie ansiedeln, bevor dann Wohnraum geschaffen wird für Leute wie mich, die sich Zürich nicht leisten können oder es satt haben, 3000 Franken für eine Dreizimmerwohnung zu zahlen.

Der Ansatz, über einen begrenzten Raum in der Agglo nachzudenken, verkennt das grenzüberschreitende Lebensgefühl der Bevölkerung. Schlieren als Lebenszentrum ist für viele nicht so wichtig, solange das Shoppyland rasch erreichbar und der Arbeitsweg machbar ist. Auch die Koordinaten der Freizeit verlaufen, zum Leidwesen der hiesigen Vereine, anders als die politischen Grenzen. Tennis wird hier auch von Stadtzürchern gespielt, und an der Kletterwand versuchen sich nicht nur Einheimische. Wir wiederum gehen in Schlieren spazieren, wandern auf Oberengstringer Boden, und in den Wäldern oberhalb Schlierens befinden wir uns auf Urdorfer oder Uitiker Terrain. Die Tatsache, dass Schlieren kein Hallenbad hat, wird wettgemacht durch die Nähe der Bäder von Urdorf, Dietikon und Altstetten. Dort zeigt die Agglo plötzlich doch noch die Krallen. Als Auswärtiger zahle ich in Dietikon mehr, und auch in Urdorf bekommen Einheimische Rabatt. Darum habe ich mich für eines der Zürcher Bäder entschieden, das für alle gleich viel kostet.

Die Agglo ist nicht dort, wo man sie zu finden meint. Und sie ist nicht so einförmig, wie sich das der Erfinder dieses Wortes wohl wünschte. Die Bezeichnung dieser Randgebiete ist vor allem der Ausdruck einer innerstädtischen Optik. Eine Möglichkeit, sich nicht auch noch damit beschäftigen zu müssen.

Ich selber, in der Zürcher Altstadt aufgewachsen, bin damals nach Schwamendingen gezogen, weil ich als Student nirgendwo sonst ein Zimmer fand. Ich trug gegenüber diesem Kreis alle Vorurteile mit mir herum, und ich fragte mich, wie man dort überhaupt überleben könne. Je mehr aber die Frage Gestalt gewann, umso spannender wurden die Antworten. Nicht die Ästhetik des Grossmünsters oder der Bahnhofstrasse prägen einen fürs Leben, es sind eher die Düfte und die Reize des Alltags. In meinem Wunsch, hinter das Überlebensgeheimnis von Schwamendingen zu kommen, bot ich in den 1980ern sogar Führungen durchs Quartier an. Die Leute fragten, was es in Schwamendingen denn an Sensationen gebe. Meine Antwort: Die Sensation bist du, der Besucher, der sich mit offenen Augen auf den Alltag einlässt und sich Zeit nimmt dafür.

Ich empfahl dann jeweils noch, in den Treppenhäusern schnuppern zu gehen, um sich vom Vorurteil zu befreien, man werde nur vom Sichtbaren geprägt. So, wie das Taschentuch der Mutter noch Jahre nach ihrem Tod den Geruch nach Geborgenheit verströmt und Herzensbildung bewirkt, vermittelt auch das nach Kohl, Aromat oder Rösti riechende Treppenhaus einem Kind Eindrücke, die es prägen. – In Schlieren ist es übrigens der Duft von Curry, der mich auf dem Heimweg begleitet und darüber nachdenken lässt, wie mein Leben verlaufen wäre, wenn ich solche Gerüche mit auf den Weg bekommen hätte.

Auf meinen Führungen pflegte ich dann auch auf die belanglose Hecke dort drüben zu zeigen. Ich bat die Besucher, sich vorzustellen, wie man dort als Bub zum ersten Mal einem Mädchen näherkommt und es küsst. Diese Hecke wird für beide ein Leben lang mit Bedeutung aufgeladen bleiben. Die Agglo ist nichts anderes als das Umfeld aller Geschichten der Menschen, die dort leben, träumen, kochen, lieben und hassen. Ein reicheres Leben lässt sich kaum vorstellen.

NIKOLAUS WYSS ist Ethnologe, er lebt in Schlieren.